

A portrait of Dr. Jörg Dräger, a middle-aged man with grey hair, wearing a light blue shirt, a dark vest, and a red and white striped tie. He is resting his chin on his hand and looking towards the camera with a slight smile. The background is a blurred office setting with orange and green panels.

Wir haben in Deutschland immer das Gefühl, dass sich Leistung und Gerechtigkeit ausschließen

Dr. Jörg Dräger ist Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung und Geschäftsführer des Centrums für Hochschulentwicklung.

Der frühere Hamburger Wissenschaftssenator bezieht im Interview Position zum Eliteverständnis und zum derzeitigen Strukturwandel in der deutschen Bildungslandschaft.

Herr Dräger, zählen Sie sich eigentlich zur Elite?

Wie definieren Sie „Elite“?

Beides ist schwer zu beantworten, denn jeder definiert Elite anders. Der erste sieht Funktionseleiten, der zweite Leistungseleiten, der dritte Verantwortungseleiten ... Je nach Definition erweitert oder verengt sich der Kreis derer, die vermeintlich dazugehören. Ich habe also ein Problem mit dem Begriff aufgrund der unklaren Definition, bin aber überzeugt davon, dass wir Eliten brauchen.

Sie haben ja auch in den USA studiert und gelehrt: Haben die Amerikaner ein anderes Eliteverständnis als die Deutschen?

Die Amerikaner gehen sicher offener mit der Idee einer Elite um, obwohl das Wort selbst dort nicht sehr gebräuchlich ist. Der Begriff Elite war in Deutschland stigmatisiert, auch wenn wir uns davon erholt haben und inzwischen dazu stehen, dass wir auch die Besten brauchen und auch sie fördern müssen. Inwieweit wir für die Besten dann den Begriff Elite nutzen, ist auch vom politischen Lager abhängig.

Ist „Elite“ demnach ein politischer Kampfbegriff?

Zumindest ist die Frage umstritten, wie wir Eliten fördern können. Denn wir hatten in Deutschland politisch häufig die falsche Grundannahme, dass sich Leistung und Gerechtigkeit im Bildungssystem ausschließen – entweder fördere ich die Stärksten und betone den Leistungsgedanken oder ich fördere die Schwächeren und Sorge für Chancengerechtigkeit. Der erste Ansatz wurde dem konservativen Lager zugeschrieben, der zweite dem sozialdemokratischen. Diese Grundannahme, dass sich Leistung und Gerechtigkeit ausschließen, ist aber falsch. In den angelsächsischen Ländern gibt es diese Diskussion weniger. Dort folgt man der Devise „equity and excellence“, d. h., die Schwächsten und Stärksten werden gleichermaßen, nämlich individuell gefördert. Und niemand würde auf die Idee kommen, mit der Förderung der Besten aufzuhören, nur weil diese bereits ein Mindestniveau erreicht haben.

Eine solche individuelle Förderung muss schon in der Schule anfangen. Auch in unserem Bildungssystem müssen wir diesen künstlichen Gegensatz auflösen. Anderen Ländern gelingt sowohl die Förderung der Elite als auch gleichzeitig die der breiten Basis besser. Unser dreigliedriges Schulsystem hat uns zu lange im Glauben gelassen, dass wir es mit homogenen Gruppen zu tun haben. Und so haben wir uns zu wenig Gedanken gemacht, wie wir jeden mit seinen Stärken und Schwächen individuell fördern können. Die Illusion der Homogenität hat verhindert, dass wir innovative Lern- und Lehrmethoden anwenden – deshalb konnte die Förderung auf verschiedenen Niveaus nicht Realität werden. Heterogenität ist jedoch heute die Normalität und darauf muss sich auch das Bildungssystem einstellen.

Stichwort Wirtschaftskrise: Die Wirtschaftselite ist ziemlich in Verruf geraten. Ist für Sie der Zeitpunkt für eine neue Elite gekommen?

Wie so häufig ist es doch so, dass die ausgeprägt schlechten Beispiele einiger weniger viele Vernünftige in Mitleidenschaft ziehen. Ein schlechtes Beispiel braucht wieder zehn gute, um kompensiert zu werden. Tatsächlich haben einige in den Führungsetagen der Wirtschaft das Maß verloren. Dies gilt jedoch nicht für die Breite und daher kann man auch nicht sagen, dass wir eine neue Wirtschaftselite brauchten. Trotzdem ist es gut, wenn in den Hochschulen die Themen Ethik, Verantwortung und Nachhaltigkeit jetzt einen größeren Stellenwert erfahren. Auch die Wirtschaftselite tut gut daran, sich zu überlegen, welche Folgen ihr Handeln hat und welche Werte jenseits des Strebens nach Wohlstand gesellschaftliche Stabilität garantieren.

Wir haben eine Kopplung zwischen sozialer Herkunft und Bildungshergang

Soziologen haben herausgefunden, dass die deutsche Wirtschaftselite sich vor allem aus der Oberschicht generiert. Also gibt es doch keine Verdienst-, sondern vielmehr eine Herkunftselite?

Das Problem in Deutschland liegt ein Stück tiefer. Wir haben eine schädliche Kopplung zwischen sozialer Herkunft und Bildungschancen: Bildungschancen hängen in Deutschland noch viel zu sehr von der sozialen Herkunft ab. Mit guter Bildung kann man dann leichter in Führungspositionen gelangen. Es ist also nicht die direkte Kopplung zwischen sozialer Herkunft und zukünftiger Führungsposition, sondern es ist die indirekte Kopplung über die Bildungschancen. Und hier haben wir in der Tat ein Problem. Es muss uns gelingen, in Deutschland fairere Bildungschancen von früh an in Kindergarten und Schule zu ermöglichen. Nur dann werden wir auch entspannter mit dem Elitebegriff umgehen können, weil wir ihn dann mehr über Leistung definieren können und eine geringere Kopplung zur Herkunft haben. Alles andere ist weder moralisch in Ordnung noch volkswirtschaftlich sinnvoll, denn wir schöpfen als Land unser Wissenspotenzial nicht aus.

Im Hochschulbereich drängt inzwischen alles zur „Exzellenz“. Durch die Fördermittel werden Elitehochschulen geschaffen. Entsteht nun in Deutschland eine Zweiklassen-Hochschullandschaft?

Wir hatten schon immer in Teilen eine differenzierte Hochschullandschaft, die sich nun noch wesentlich stärker unterscheiden wird. Ich halte es für falsch, wenn von den gut 100 Universitäten der Bundesrepublik alle forschungsintensiven Elitehochschulen nach den Kriterien der Exzellenzinitiative

sein wollen. Keinem ist gedient, wenn eine Hochschule sich darüber definiert, dass sie die 83. beste Forschungshochschule ist. Exzellenz hat, wie auch der Elitebegriff, mehrere Dimensionen. Wir brauchen Hochschulen, die forschungintensiv sind, und solche, die ihren Schwerpunkt in der Lehre haben. Andere wiederum werden sich auf Feldern wie regionale Vernetzung, Transfer, Unternehmensgründungen oder internationale Kooperation profilieren. Wir müssen erkennen, dass diese Profile nicht zweitklassig, sondern genauso wichtig und erstrebenswert sind wie die Teilnahme an der Exzellenzinitiative. Jede Hochschule muss sich ihr Feld suchen, auf dem sie erfolgreich Exzellenz anstreben kann. In jedem Feld wird es aber natürlich auch weiter Bessere und Schlechtere geben.

Als Hamburger Wissenschaftssenator haben Sie in der Hansestadt Studiengebühren eingeführt. Verändert sich dadurch an den staatlichen Hochschulen die Qualität der Lehre?

Ja, und zwar zum Positiven. Die Hochschule kann durch die zusätzlichen Mittel ihr Angebot verbessern. Zudem gibt es den langfristigen Effekt, dass der Studierende, der einen Beitrag leistet, auch mehr Mitsprache zum Einsatz der Mittel beansprucht. Dadurch entsteht bei der Professorenschaft eine größere Rechenschaftspflicht zur Qualität der Lehre. Dieses neue Verhältnis zwischen Studierenden und Hochschule ist der Qualität der Lehre dienlich.

Obwohl von der Politik oft proklamiert ist es mit der „Durchlässigkeit“ im deutschen Bildungswesen nicht weit her, insbesondere im Hochschulbereich. Dort studieren nur etwa fünf Prozent ohne Abi-

Die Zugangsmöglichkeit für atypische Studierendengruppen wird ein großes Thema für die deutschen Hochschulen

tur oder Fachhochschulreife. Sehen Sie hier einen Handlungsbedarf und wie könnten notwendige Maßnahmen konkret aussehen?

Hier herrscht großer Handlungsbedarf. Das Thema „diversity“, also die Zugangsmöglichkeit für „atypische“ Studierendengruppen, wird ein zentrales Thema für die deutschen Hochschulen. Zum einen aufgrund der gesellschaftlichen Verantwortung, weil wir mehr Chancen gewähren müssen.

Zum anderen aber auch aufgrund der Demografie, denn die klassische Studentenklientel wird den Hochschulen wegbrechen. In den USA machen heute die klassischen Studierenden – die unter 25 sind und sich vor Ort in einem Vollzeitstudium befinden – gerade noch 20 Prozent aus. Die übrigen 80 Prozent sind atypisch, sprich älter, sie studieren in Teilzeit und nicht vor Ort. Die deutschen Hochschulen fokussieren sich immer noch zu sehr

auf die typischen Studierenden, deren Anteil jedoch immer weiter sinkt.

Im Bologna-Prozess war eigentlich vorgesehen, dass zwischen Bachelor- und Master-Studium einige Jahre Berufserfahrung liegen sollten. Ist dies an Präsenzhochschulen praktikierbar? Ist nicht „der Master“ vor diesem Hintergrund ein vor allem berufsbegleitender Studiengang?

Das hängt vom Fach ab. In den Natur- und Ingenieurwissenschaften oder in der Medizin wird der Master ein konsekutiver sein, der direkt nach dem Bachelor studiert wird. In anderen Fächern wie der Betriebswirtschaft bedeutet jedoch eine dazwischenliegende Berufserfahrung einen erheblichen Gewinn an Lernmöglichkeiten für die Studierenden. Hier wird der Master nicht nur nichtkonsekutiv sein, sondern häufig auch berufsbegleitend angeboten werden. Das ist ein Feld, das in Deutschland zumindest von den staatlichen Hochschulen noch kaum abgedeckt wird.

Nach dem Bologna-Gedanken soll ja nur ein Drittel – das beste Drittel der Bachelor-Absolventen – auch den Master machen. Ergo hätten wir weniger Absolventen mit einem dem früheren Diplom gleichwertigen Abschluss. Wie verträgt sich das mit dem Umstand, dass Deutschland zu wenige Fachkräfte, sprich Akademiker hat?

Wir haben in den letzten Monaten ein „Bologna-Bashing“ erlebt, bei dem eine merkwürdige Allianz glaubte, den Prozess aufhalten zu können; unter anderem mit solchen Argumenten, die schlichtweg falsch sind. Politisch gewollt ist es doch, dass mehr Studienanfänger und höhere Erfolgsquoten auch zu mehr Master-Absolventen führen. Über starre Quoten in jedem einzelnen Fach festzulegen, wie viel Prozent den Master machen sollten, ist eine verfehltete Debatte – Angebot, Nachfrage und Profil der Hochschule sollten hier zum Tragen kommen.





Akzeptiert die Wirtschaft Bachelor-Absolventen?

Es ist noch zu früh für eine adäquate Beantwortung dieser Frage und es gibt natürlich Unterschiede zwischen den Studiengängen. Aber immerhin sagen nach einer Umfrage des DIHK zwei Drittel der Unternehmen, dass sich ihre Erwartungen an den Bachelor erfüllt haben. Das ist doch sehr ermutigend.

Als Chef des Centrums für Hochschulentwicklung verantworten Sie ja auch die alljährlichen Hochschulrankings. Was unterscheidet Ihr Ranking von der Vielzahl anderer? Wie nahe kommen Sie dabei den real existierenden Studienverhältnissen?

Unser Ranking ist fächerspezifisch und multidimensional. Das bedeutet, wir ranken nicht ganze Hochschulen und geben nicht den Erst-, Zweit- oder Drittplatzierten an. Wir ranken stattdessen die einzelnen Fächer im oberen, mittleren und unteren Drittel in unterschiedlichen Dimensionen wie z. B. Forschungsreputation, Ausstattung oder Betreuung in der Lehre. Aus über 30 Kriterien kann sich jeder Studieninteressierte die herausuchen, die für ihn wichtig sind. Durch diese differenzierte Darstellung kommen wir sehr nah an die Realität der deutschen Hochschulen. Deshalb reagieren die Hochschulen auch auf die Rankingergebnisse: Schlechte Bewertungen der Bibliotheken oder Labore führen häufig zu gezielten Maßnahmen der Hochschulen.

■ Die Fragen an Jörg Dräger stellte Jörg Schweigard.

Vita

Dr. Jörg Dräger

Der 41-jährige gebürtige Darmstädter begann 1988 an der Universität Hamburg ein Studium der Physik und Betriebswirtschaftslehre. Nach dem Vordiplom wechselte er zur Cornell University, New York, und erwarb dort den Master of Science (M.Sc.) sowie den Doctor of Philosophy (Ph.D.) in Theoretischer Physik.

Von 1996 bis 1998 war Dräger für die Unternehmensberatung Roland Berger in Frankfurt tätig. Anschließend kehrte er nach Hamburg zurück und übernahm die Geschäftsführung des neu gegründeten Northern Institute of Technology, einer international orientierten privaten Hochschulinstitution.

Von 2001 bis 2008 war Jörg Dräger als Parteiloser Senator für Wissenschaft und Forschung der Freien und Hansestadt Hamburg und zugleich Mitglied der Kultusministerkonferenz und stellvertretendes Mitglied des Bundesrates. In den Jahren 2004 bis 2006 agierte er zudem als Senator für Gesundheit und Verbraucherschutz.

Seit dem 1. Juli 2008 ist er Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung und einer der Geschäftsführer des Centrums für Hochschulentwicklung, einer gemeinsamen Einrichtung der Bertelsmann Stiftung und der Hochschulrektorenkonferenz.

Jörg Dräger ist verheiratet und hat zwei Kinder.

